Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 18. Posen, den 6. Mai. 1883.

Die Insel im See.

Novellette von W. Höffer.

(Nachdruck verboten.)

Nun war er begraben, der alte Justizrath Römer; die ganze Stadt hatte ihn gekannt und geliebt, zahllose Thränen fielen auf die Blumen, unter denen der Sarg versteckt gewesen. Die Glocken läuteten in den hellen Sonnenschein hinaus, und zwitschernd hob sich vom Gottesacker ein Vöglein, hoch, hoch hinauf in das heitere Blau, — leis verhallend ging sein Singen über in den Hauch, der sich windgetragen verliert und den das Herz noch hört, ob er gleich dem Ohr längst entschwunden ist.

Ich ging mit den Uebrigen zur Stadt zurück und sprach nicht viel. Sie sagten, es sei ein freudenarmes, glückloses Leben gewesen, das des alten Junggesellen, und es sei dem Fünfundachtzigjährigen wohl zu vergönnen, daß er nun ruhe. Ich glaub's nicht, ich habe so oft in die hellen, freundlichen Augen gesehen, ich habe ihn so von Herzen lieb gehabt, meinen alten Großonkel, daß ich mir nicht denken kann, in seinem Innern sei es finster und öde gewesen.

Nein, ich glaub's nicht.

Heute Morgen, als der Sarg noch offen dastand, erschien in dem schlichten Bürgerhause, gestützt auf den Arm eines Offiziers, eine alte Dame. Um ihr weißes Haar spielten die Sonnenstrahlen und glänzten und funkelten in der Thräne, die langsam über das blasse Gesicht herabrollte. Ihr Sohn umfaßte fester die Gestalt der alten Frau, er wollte ihr den schweren Blumenkranz abnehmen, aber sie litt es nicht, ihre eigenen bebenden Händen legten die weißen Rosen auf das letzte Bett des Todten, — sie glitten langsam, wie kosend, über das liebe, stille Antlitz.

Ich sah Alles, aber ich trat nicht vor. Das war ein Abschied, vielleicht eine Erinnerungsfeier, — ich mocht's nicht stören, obgleich seltsame Gedanken mich bestürmten. In des Onkels Schreibtisch lag ein altes Buch mit Silberschloß, das hatte ich als Knabe einmal zufällig erwischt und neugierig gefragt, was denn darin stehe. — Da lächelte er gütig und nickte und sagte: In zehn Jahren sollst Du's lesen, Kind, wenn ich gestorben bin. Mußt erst viel älter werden, bis Du es verstehen lernst, viel älter.

Das Buch ist nun heute in meinem Besitz und ich darf das alterthümliche Schloß öffnen. Der Offizier hat dem Todten das letzte Geleit gegeben und mir stumm die Hand gedrückt, — ich sitze hier wieder in dem Zimmer, wo vorhin der Sarg stand, und das Pult ist aufgeschlagen, das geheimnißvolle Buch liegt vor mir.

Alle Fenster stehen offen, vergessene kleine Zweige von Rosmarin und Lebensbaum bedecken den Fußboden, neben mir auf dem Bärenfell kauert Flink, des Großonkels riesiger Hund, und sieht mich an mit traurigen Augen.

Soll ich das silberne Schloß öffnen?

Aber doch, — er selbst wollte ja, daß ich's lese.

Meine Finger sind heiß, ein feuchter Hauch überzieht die Platte, leise knisternd öffnet sich das Buch. „Andreas Römer“ steht auf dem ersten, schier vergilbten Blatte und daneben die Jahreszahl 1826. Als ich behutsam den Einband drehe, fällt mir eine trockene Rose entgegen, gelb und rauschend, — Staub im Sonnenschein der Gegenwart, die Blume vom Lenz des fernen, fernen Jahres, das Wahrzeichen einer Herzensgeschichte, die längst, längst schon todt und dahin. —

Verszeilen wehen durch meine Erinnerung, Dichterworte. Ich liebe sie wie die Verheißungen des Buches der Bücher.

„So dürr sind auch wohl die Hände, die's einst im Lenz ihr gepflückt“.

Ob ich sie gesehen hatte, diese feinen, elfenbeinweißen Hände, heut' Morgen am offenen Sarge? — Es waren weiße Rosen, die sie dem Todten brachte, die Urenkel jener trockenen Blüthe hier zwischen meinen Fingern! — Ein unsichtbares Band, das zwischen dem Heute und dem Jahre 1826 — aus weißen Rosen gewoben.

Ich lege die knisternde Blume sorgsam in ein Fach des Schreibtisches, Flink sieht mich an, meine Hand liebkost seinen mächtigen Kopf, und so beginne ich die Lektüre des geheimnißvollen alten Buches. —

25. Juli.

Es ist nicht erst jetzt geschehen, was ich den Blättern dieses Buches anvertrauen will, — ach, es gehört schon wieder der Vergangenheit an, aber so ganz allein kann ich's nicht tragen, irgend Eines muß mir helfen, am liebsten das verschwiegene Papier, dem ich's erzählen mag, ohne daß es heimlich frohlockt, wie die Menschen thun, und ohne daß es plaudert. Möchte mein Erlebniß nicht in der Leute Mund bringen, sie treten gleichsam darauf, besudeln es und schleppen das Zerrbild weiter, bis es entstellt ist und verdorben.

Man muß sein Leid nie den Menschen klagen. Was man so zu stiller Stunde hinschreibt, das macht das Herz leichter; es ist, als könne man wieder frei athmen, — aber fremdes Mitleid, echtes und falsches, drückt den Dorn nur tiefer in die Wunde.

An einem Maiabend dieses Jahres war es, als ich über die Promenade ging, eigentlich in einer Nacht, denn vom Thurme hatte es schon zwölf geschlagen. Links am Wege plätscherte der Fluß, rechts dehnten sich die Anlagen mit ihren kleinen Brücken und weißen Göttergestalten. Die Nachtigall schlug im Laube, der Mond schien hell, — es war eine wunderbar schöne Nacht.

Ich ging schnell; meine alte Mutter blieb doch wach, bis ich die Hausthür hinter mir geschlossen; das wußte ich und wollte sie nicht um die ganze Nachtruhe bringen. Nur noch fünfzig Schritt vom Hause entfernt aber stand ich doch unwillkürlich still.

Auf einer der Steinbänke saß oder kauerte vielmehr ein junges Mädchen, das mit gestütztem Kopfe und vornüber geneigter Haltung unverwandt in das blaue murmelnde Wasser sah und dem meine Schritte auf dem sandigen Uferwege unbemerkt geblieben sein mußten. Die Fremde hatte ein zartes, edelschönes Antlitz; blondes Haar wölbte sich im Nacken zum Kranze, ein grauseidenes Kleid umgab den schlanken Wuchs — ein einziger Blick genügte, um die Dame aus den höheren Ständen zu erkennen.

Solche Verzweiflung, wie sie in diesen Zügen ausgeprägt lag, so bittere Seelenqual habe ich weder vorher noch nachher in meinem ganzen Leben gesehen.

Was sollte ich thun? Achtlos vorübergehen und das junge Wesen hier unter den Bäumen in einsamer Nacht allein

lassen, dem nächstbesten rohen Buben zur Beute? — Es schien unmöglich, und dennoch war es auch wieder unzart, sie anzureden. Konnte mich die Arme nicht für einen jener Straßengalane halten, welche schutzlose Frauen bei guter Gelegenheit zu beleidigen pflegen?

Sie bemerkte mich immer noch nicht, aber langsam sank der rechte Arm herab; sie rang die Hände wie Jemand, der Alles aufgiebt.

Mein Herz klopfte ungestüm. Halb unbewußt trat ich ihr näher und zog den Hut.

„Darf ich Ihnen in irgend einer Weise meine Dienste anbieten, gnädiges Fräulein?“ stammelte ich verwirrt wie ein ertappter Sünder. „Bitte, gebieten Sie über mich!“

Das seidene Kleid schillerte und fluthete im Mondlicht wie lauter Stahlglanz. Die Fremde hatte sich erhoben und abwehrend ihre Hand ausgestreckt.

„Nein!“ rief sie mit unterdrückter Stimme, „nein, nein, ich brauche nichts“.

„Aber“, wagte ich einzuwenden, „es ist spät, Gnädigste. Sie können unmöglich an diesem einsamen Orte noch länger bleiben“.

Ein Kopfschütteln war die einzige Antwort.

„Wollen Sie mir nicht wenigstens sagen, wohin Sie sich zu begeben wünschen, wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen von fern zu folgen?“

„Nichts“, flüsterte sie kaum verständlich, „nichts. Verlassen Sie mich, — ich bitte, verlassen Sie mich!“

„Hier?“ fragte ich, sonderbar ergriffen von dem Klange ihrer Stimme, „hier — und so allein? Nie, das schwöre ich“.

Bisher hatte ich mich der Bank nicht ganz genähert, jetzt wagte ich einen Schritt, um desto inständiger bitten zu können, nur einen einzigen, — aber da geschah Unerwartetes. Das junge Mädchen sprang auf und ging eine kleine Strecke weit vorwärts, dann sah ich sie taumeln, und ehe mir irgend eine Dazwischenkunft möglich war, zu Boden sinken.

Sie lag regungslos; das blasse, reizende Gesichtchen ruhte auf dem Arm, alles Leben schien entflohen.

Mein anfängliches Erstaunen ging über in Bestürzung. Schnellen Schrittes näherte ich mich der Ohnmächtigen und versuchte es, ihren Kopf aufzurichten; ich erfaßte die eiskalten Hände, ich bat und fragte, — alles umsonst, sie bewegte nicht einmal die Wimper.

Ob es vielleicht gar der Tod war, dem die Arme jählings zum Opfer gefallen? Es lief kalt durch alle meine Adern. Hier mußte jede Rücksicht, jedes Bedenken schwinden, ich durfte unter keiner Bedingung die Unglückliche, wer sie auch sein mochte, so ihrem schlimmen Schicksal überlassen.

Mit scheuer Hand die Bänder des einfachen Strohhütchens lösend, brachte ich das Ohr an die kalten, festgeschlossenen Lippen, — kein Hauch drang mir entgegen, selbst die Pulsschläge schienen erloschen.

Es war keine Zeit zu verlieren, ich mußte so schnell als möglich die geeigneten Mittel zur Wiedererweckung des fliehenden Lebens in Anwendung bringen.

Die Bewußtlose in meine Arme nehmend, wie man einen Säugling faßt, trug ich sie, so schnell es mir möglich war, in das Haus meiner Mutter. Du guter Gott, wie die alte Frau erschrak! Ihr Sohn, blaß und aufgeregt, eine Ohnmächtige in den Armen haltend — sie schrie auf vor Schreck, als sie's sah.

„Hilf Himmel, Andreas, wen bringst Du mir da?“

„Schnell“, sagte ich ganz erschöpft, „schnell, Mutter, sie würde sonst sterben“.

„Wer ist's aber?“ fragte die Alte. „Leg' sie auf's Sopha, Andreas, und laß uns allein!“

Sie war sehr erschrocken, die liebe alte Frau, aber während ihr Herz schneller schlug, bewegten sich doch ihre Hände zu freundlichem Beistande.

Ich bin hinauf gegangen in meine Kammer, und sie hat mit Reiben und Erwärmen, mit scharfen Essenzen und liebevoller Pflege die Fremde wieder zum Leben erweckt. In der stillen Nacht hörte ich die Stimmen der Beiden unten im Zimmer und schwere Lasten fielen mir vom Herzen. Ich glaube, zu der Stunde erfuhr ich's in mir, was ein Gebet ist, — ein Dank zu Gott empor.

Später kam meine Mutter mit leisem Schritte die Treppen herauf. Noch sehe ich das ehrwürdige weiße Gesicht unter der Wittwenhaube, die ernsten und doch so mild blickenden Augen, noch erschüttert mich der Klang ihrer Stimme.

„Andreas, mein guter Junge, was hast Du gethan?“

Ich stand am Fenster und sah hinaus.

„Mutter, hätte ich die Arme sollen auf offener Straße sterben lassen?“

„Ich mache Dir ja keine Vorwürfe“, seufzte sie, „aber was wird nun werden?“

„Will sie auch Dir keinerlei Auskunft geben, Mutter?“

„Sie sagt nur Eins: Mich sucht Niemand, und Unrechtes begangen habe ich nicht! — Sie bittet mich, ihr ein einfaches Kleid zu geben und sie weggehen zu lassen“.

Ich wandte mich hastig zu der alten Frau.

„Das thust Du nicht, Mutter?“

„Nein“, sagte sie leise, „nein, mein Junge, ich thu's nicht. Gott wird uns beistehen“.

Und so blieb denn die Fremde in dem einsamen Wittwenhäuschen an der Promenade.

Folgenden Tages sah ich sie wieder, so blaß, so traurig wie gestern, ein arm verschüchtert Täubchen, das der Falke vom Nest vertrieben. Die weißen Hände lagen meist über den Augen, ein Fieber schüttelte den ganzen zarten Körper.

„Sie ist zwei Tage und zwei Nächte mit der Schnellpost gefahren“, sagte mir die Mutter, „das arme Ding besitzt keinen Pfennig“.

Sie hatte ihren Schützling liebgewonnen, ich sah es mit Entzücken. Hedwig — so nannte sich die Unbekannte — war ihr ganz an's Herz gewachsen.

„Ein unschuldig Kind“, konnte sie sagen, „von gutem Hause. Sicherlich hat man an ihr irgend ein Verbrechen begehen wollen“.

Der Juni war gekommen, die Rosen blühten rund um unser Häuschen herum und immer noch ließ ich mich von einem Kollegen den Gerichten und den Parteien gegenüber vertreten, immer noch verlängerte ich den ursprünglich nur auf vierzehn Tage berechneten Besuch im Hause meiner Mutter, — Hedwigs blaue Augen hielten mich gefesselt. Sie war jetzt genesen, sie trug ein helles Sommerkleid, das ihr die Mutter genäht, und der süße Mund konnte zuweilen wieder freundlich lächeln. —

Ueber ihr Haupt mußte ein Sturm hinweggegangen sein, aber nicht durch ihre Seele. Hedwig schien ein Kind, fröhlich und unbefangen, sie erschrak erst, wenn irgend ein Wort sie an ihre Lage im Hause meiner Mutter erinnerte.

Einmal brachte sie am Abend selbst einen Brief zur Post; ich begegnete ihr im Garten und wir setzten uns in die Buchenlaube.

„Wie lange braucht so ein Schreiben nach dem südlichen Frankreich?“ fragte sie mich.

Ich erschrak.

„Sie denken an die Abreise, Fräulein Hedwig?“

„Muß ich nicht?“ bebte es über ihre Lippen.

„Ich glaube, nein. Nur Ihr eigener Wunsch kann Sie von hier entfernen“.

Ihre Hand lag in der meinen, sie entzog mir dieselbe hastig.

„Ich muß gehen, ja, ich muß. Wie lange Zeit braucht der Brief?“

„Wochen!“ sagte ich tief athmend.

Da stand sie auf und eilte ins Haus. Ich folgte ihr nicht. An wen doch das Schreiben gerichtet war? Die eifersüchtigsten Gedanken quälten mich; ich ging herum wie ein Träumender.

Da schrieb mir mein Geschäftsfreund, daß ich nun unbedingt nach Hause kommen müsse, es sei mir vom Gericht eine Kuratel zugewiesen, ein guter Verdienst und eine bedeutende Arbeitslast, — ich dürfe nicht länger fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dame, die er liebte, nannt' er nicht.

Eine Erinnerung von Karl Wartenburg.

(Schluß.)

Dieses Wiedersehen kam nicht, wohl aber am Abend des anderen Tages ein zweiter Brief Ostdorff's, worin er mir kurz mittheilte, daß es ihm unmöglich gewesen, sein Versprechen zu erfüllen. Seine Arbeit habe ihm keine Minute freie Zeit gelassen. Aber nach dem Duell mit dem Landsknecht-Major werde er sofort zu mir kommen . . . Er kam aber auch am anderen Morgen nicht und überhaupt nie wieder . . . Denn am anderen Tage wurde er unweit von Wandsbeck — das Duell fand auf holstein'schem, damals noch unter dänischer Hoheit stehendem Gebiete statt — erschossen. Ich erhielt die Nachricht von einem seiner Zeugen zugleich mit den näheren Umständen des unglücklichen Ereignisses.

Es war ein etwas nebliger, nicht zu kalter Morgen mit leichtem Schneefall, erzählte mir der Offizier . . . Ostdorff war ziemlich guter Laune. Er war ein trefflicher Pistolenschütze, hatte als Beleidigter den ersten Schuß und war seiner Sache sicher. Ich will den Kerl nicht todtschießen, aber ihm einen Denkzettel geben, daß er für's ganze Leben genug hat, sagte er bei dem Hinausfahren nach dem Rendezvous. Er hatte erfahren, daß sein Gegner wirklich ein verlumpter und verschuldeter Landsknecht war, der sich von dem rothblonden Sootmann, dem Anbeter der Frau Barna, gegen Bezahlung seiner Schulden zu dem Bravostreich hatte gewinnen lassen. Passen Sie auf, Johannsen, hatte er zu dem Sekundanten geäußert, ich zerschieße ihm das Schulterblatt, dann wird er genug haben. Dann hatte er noch von seinem Hunde, dem großen schwarzen Pudel erzählt, welche Mühe es ihm heute gemacht, das Thier im Hause zurück zu halten, da er gewöhnt war, mit ihm an jedem Morgen einen längeren Spaziergang zu machen. Unter solchen Gesprächen waren sie am Platze des Stelldicheins angekommen . . . Der Gegner war noch nicht zur Stelle. Ostdorff mußte mit seinen Zeugen und Sekundanten ungefähr fünf Minuten warten. Diese Verzögerung wurde verhängnißvoll für unseren Freund.

Als der ehemalige Major des Königs Franz von Neapel endlich kam, war Ostdorff schon ziemlich ungeduldig geworden. Indessen beherrschte er sich und stellte sich sehr gleichmüthig auf die Mensur, während sein Gegner mit fahlem, blutlosen Gesicht ihm gegenüber trat. Ostdorff hatte das Recht, zehn Schritte zu avanciren und während bis zehn gezählt wurde, seinen Schuß abzugeben. Der Unparteiische zählte . . . Eins . . . Zwei . . . Ostdorff hob die Pistole und zielte . . . Ein dumpfer Ton . . . wie das Bellen eines großen Hundes unterbrach den Zählenden . . . Drei . . . Vier . . . Wieder jenes sonderbare Geräusch . . . Ostdorff stutzte und warf einen unruhigen Blick nach der Gegend, von woher die Laute kamen.

Fünf . . Sechs . . zählte der Unparteiische . . . und Hu . . . Hu . . . klang es weit von unten her aus der Richtung, wo Hamburg lag . . . und eine dunkle, in raschen Sätzen herbeieilende Thiergestalt, die sich von dem mit Schnee leicht bedeckten Erdboden abhob, wurde für ein sehr scharfes Auge sichtbar. Sieben . . . Acht . . . Ostdorff nahm sich zusammen . . . Neun. Das Bellen kam immer näher. Ostdorff drückte ab . . . Der Schuß streifte den Major leicht an der linken Achsel. Der Maler biß sich auf die Lippen . . . Die Reihe, zu schießen, war nun an dem Major . . .

Eins . . . zwei . . . drei . . . zählte nun der Unparteiische. Da blitzte es aus dem Pistol des Landsknechtes auf. Ostdorff stürzte nieder. Der Schuß war kaum gefallen, als ein großer schwarzer Pudel, ein riesiges Thier, in welchem Ostdorff's Sekundanten und Zeugen den Hund ihres unglücklichen Freundes erkannten, herangehetzt kam und sich auf seinen zu Tode getroffenen Herrn warf. Das Thier winselte jämmerlich und leckte ihm Gesicht und Hände und das aus der Weste hervorquellende Blut . . .

„Laßt ihn nur . . . bat der Sterbende, als man das Thier wegdrängen wollte . . . er ist doch mein bester Freund. Nicht wahr, Caro? Du hast es nicht über's Herz bringen können, mich allein den letzten Weg gehen zu lassen . . .“ Dann drückte er das Thier an sich und flüsterte dem sich über ihn beugenden Zeugen in's Ohr: „Die Geschichte mit der Barna ist ein Unsinn . . . auf mein Ehrenwort. Die Dame . . . die ich liebe . . . nenn' ich nicht . . . Lebt wohl . . . Adieu . . . alter Caro . . . Sagt seiner Herrin, daß sie ihm das Gnadenbrod geben solle und grüßt sie von — — —“

Er streckte sich und war todt.

„Und seine Frau? Wie nahm sie die Nachricht auf?“

Als wir mit der Leiche und dem Hund, der in dem Wagen neben dem entseelten Körper seines Herrn lag, vor ihrem Hause ankamen, saß sie am Fenster . . . Der Wagen war zu und man konnte nicht in das Innere sehen. Ich stieg aus und ging hinauf, um sie auf das Schreckliche vorzubereiten . . . Sie kam mir entgegen. Aus ihrem sonst so blühenden Antlitz war jede Spur von Blut und Farbe gewichen, „Er ist todt?“ stieß sie mit vor Erregung heiserer Stimme hervor . . . „im Duell gefallen . . . um einer Frau . . . der Barna wegen . . . Mein Bruder hat es mir gesagt . . .“ — „Ja, er ist todt, gnädige Frau. Aber nicht jener Frau halber, deren Namen Sie nannten, hat er sich geschlagen. Er versicherte es mir mit dem letzten Hauch seines Mundes . . . Die Geschichte mit der Barna ist ein Unsinn. Das waren seine letzten Worte“. — „Ist ein Unsinn“, wiederholte sie tonlos und ihre Augen hefteten sich forschend auf mich. — Ich nickte. — „Und weiter nichts“, fuhr sie in gedämpftem Tone fort, hinter dem sich der mühsam zurückgehaltene Aufruhr einer in ihren Tiefen furchtbar aufgeregten Frauenseele verbarg . . . „Weiter sagte er nichts?“ wiederholte sie. Und ihr Auge hing fragend an meinem Mund und ihr Blick bohrte sich tief in mein Inneres, den letzten, geheimsten Gedanken aus demselben holend. Ich ahnte, was sie von mir wissen wollte. Ob ihr Gatte, den sie trotz alledem leidenschaftlich geliebt — das wurde mir klar in diesen furchtbaren Augenblicken — nicht ein Wort des Abschiedes oder der Erinnerung für sie gehabt . . . Ich zögerte einen Augenblick. Um Alles in der Welt nicht hätte ich ihr sagen mögen, daß ihr Mann das Geheimniß seiner Liebe mit sich in das Grab genommen. Da schlug das dumpfe Geheul des Hundes unten im Wagen auf der Straße an mein Ohr. „Das abscheuliche Thier“, sprach sie, „ich habe es nie leiden mögen, noch heute soll es erschossen werden“. — Ich fixirte sie scharf. „O, gnädige Frau, das kann nicht Ihr Ernst sein. Denn die letzten Worte Ihres sterbenden Gemahls waren an das arme Thier gerichtet, er möge Ihnen sagen, daß sein Herr Sie bitten lasse, ihm das Gnadenbrod zu geben . . . und ein Gruß an Sie“. — „Sagte er das wirklich, Herr?“ Sie sah dabei vor sich nieder. Dann tastete ihre Hand nach einem in der Nähe stehenden Stuhl, auf den sie niedersank. „O . . . ich hatte nicht Recht vorhin . . . Ich war dem Thiere immer gut . . . nur ärgerte es mich, daß er immer um meinen . . . Mann war und von mir nichts wissen wollte . . . Aber er soll bei mir bleiben . . . und es gut haben“. Eine Perle zitterte an ihren Wimpern . . . Das Herz siegte endlich über den Trotz, die vorgebundene Maske fiel und — nun weinte sie bitterlich. „Sie ist kein Weib, sie kann nicht weinen“, hatte ihr Mann öfters gesagt. Wenn Ostdorff sie jetzt hätte sehen können, er würde anders geurtheilt haben.

* * *

Ein halbes Jahr nach diesen Vorgängen verließ ich Hamburg. Während dieser Zeit hatten sich einige Veränderungen in den Verhältnissen der Personen zugetragen, die in dieser wahrhaftigen Geschichte erwähnt worden sind. Frau Barna, die schuldlose Ursache des unglückseligen Duells, heirathete, aber nicht den langen rothblonden Importeur Sootmann, sondern einen jungen Pfarrer an der Michaeliskirche, in welchen sie sich sterblich verliebt hatte, nachdem sie erfahren, daß der Tenor des Stadttheaters, für den sie vorher geschwärmt, ehe er die

Bühne betrat, ein Schneidergeselle gewesen, eine Entdeckung, die ihre stolze Creolen-Seele nicht überwinden konnte. — Der neapolitanische Landsknecht-Major wurde wegen Wechselfälschung zu ein paar Jahren Zuchthaus, die er in Glückstadt zu verbüßen hatte, verurtheilt. Frau Natalie von Ostdorff begegnete ich mehrere Male an dem Wege nach dem Friedhofe, wo sie das Grab ihres Gatten besuchte. Sie war stets in der Gesellschaft des großen, schwarzen Pudels, der ihr jetzt mit derselben Treue anhing, wie früher seinem Herrn . . .

Und Frau Neuwald? Jenes kleine, reizende, blonde Frauchen mit den schmachtenden Augen in dem Kindergesichtchen? Sie verlor an demselben Tage, an welchem Ostdorff im Zweikampf fiel, ihren Mann durch einen plötzlichen Tod. Er starb bei einem Austernfrühstück in Zingg's Hotel, ich glaube, nachdem er ein halbes Dutzend Flaschen Porter und ebensoviel Flaschen Chablis, jenes weißen, starken Burgunders getrunken hatte. Als das erste Trauervierteljahr vorüber war, fielen die Anbeter und Courmacher über die junge, reizende Wittwe, für welche früher die Luft der Ballsäle, der Salons und der Theater die eigentliche Lebensatmosphäre geworden war, her, wie ein Schwarm Bienen über eine eben erblühte Rose. Aber zum Erstaunen Aller, die sie kannten, wies die junge schöne Frau nicht nur alle Bewerbungen, sondern auch alle gesellschaftlichen Einladungen zurück. Sie lebte, wie eine Einsiedlerin, nur ihrem Schmerz. Ein psychologisches Räthsel! Ihr Mann, eine trockene, prosaische, materielle Natur, ein Mann, dessen Nerven durch eine gute Frühstückstafel viel mehr als durch den Anblick des schönsten Weibes erregt wurden, auch sonst wenig liebenswürdig — und doch ein solcher Schmerz, eine so tiefe Trauer um ihn?

„Wer kennt die Geheimnisse eines Frauenherzens?“ lispelte ein Hamburgischer Schöngeist, der damals Feuilletonist bei den nun längst eingegangenen Hamburger „Jahreszeiten“ war, „wer kennt diese Geheimnisse? Kann nicht dieser trockene, prosaische, materielle Herr Neuwald durch jene Wirkung, welche man in der Kunstsprache die Poesie des Gegensatzes nennt, seine Frau gefesselt haben?“ Und der Schöngeist, erstaunt über seine Geistreichigkeit, warf einen verwunderten Blick um sich, ganz überrascht, daß die Umsitzenden so ruhig bei seiner psychologischen Bemerkung blieben. Wie der Schöngeist, so zerbrachen sich noch Viele, welche die junge Frau kannten, den Kopf über diese seltsame Verwandlung, über diesen in der That ungeheuchelten Schmerz, bis andere Ereignisse ihre Aufmerksamkeit fesselten und Frau Neuwald vergessen ließen.

Mir selbst passirte am Abend des Tages vor meiner Abreise von Hamburg Etwas, was vielleicht einige Aufklärung geben mag . . .

Es war an einem schönen Augustabend und ich hatte mir vorgenommen, noch ein Mal Ostdorff's Grab zu besuchen. Es lag zwischen Taxusbäumen versteckt. Der Gottesacker war einsam, menschenleer. Weiße Wölkchen, von den Strahlen der untergehenden Sonne rosig gesäumt, schwammen am blauen Himmel, die Bienen schwirrten um die duftenden Blumen und in den Zweigen der Bäume und Gebüsche zwitscherten die Vögel. Mein Herz war bewegt, doch nicht schmerzlich erregt, als ich auf das Grab zuschritt. Der Frieden Gottes lag auf der Ruhestätte der Todten und senkte sich auch in die Seele . . . Da tauchte zwischen den Taxusbüschen eine in Trauerkleider gehüllte Dame auf, die von Ostdorff's Grabe kam. Sie erschrak, als sie sich plötzlich einem Unbekannten gegenüber sah, zog den Schleier herab und eilte hastig hinweg. Auf dem Grabe aber lag eine frisch abgepflückte Rose, in deren Kelch eine Perle schimmerte, vielleicht eine Thräne . . . Im ersten Augenblick glaubte ich, es sei Frau von Ostdorff. Ein schärferes Zusehen sagte mir, daß es die Dame sei, die er — nicht genannt.

Grübelnd verließ ich den einsamen Ruheplatz der Todten, wo alle Kämpfe der Herzen, die unter diesem Rasen gebettet, ausgetobt haben. Nun wußte ich, wem Frau Neuwald's Trauer galt, warum sie alle Bewerbungen zurückwies. So hatte sie doch seine Leidenschaft geahnt? Ohne daß je von seinen Lippen ein Wort des Geständnisses gefallen? . . . Ich stand hier vor einem Räthsel, dessen Schleier sich auch für mich niemals ganz gelüftet hat. Aus Andeutungen des Offiziers, der ihm als Sekundant gedient, erfuhr ich noch, daß Ostdorff das Bild, von dem er öfters gesprochen, noch unmittelbar vor seinem Tode verpackt und Jemand zur weiteren Verfügung für den Fall seines Todes übergeben hatte . . .

Was das Gemälde darstellte, in welche Form er seine Liebeserklärung gekleidet, habe ich nie erfahren können. Jetzt deckt auch sie der grüne Rasen, das Weib mit der Frauenseele im Mädchenkleide, wie er sagte, die Dame, die er liebte, aber niemals genannt hatte.

Eine drehbare Bühne. In Newyork wurde dieser Tage einer geladenen Gesellschaft von Fachleuten und Vertretern der Presse das Modell einer drehbaren Bühne gezeigt. Durch diese Einrichtung sollen von nun ab die langen Zwischenaktspausen vermieden und die, besonders auf der englischen Bühne häufig vorkommenden „Verwandlungen“ mit großer Schnelligkeit vollzogen werden. Die Bühne befindet sich auf einer drehbaren Scheibe, welche in zwei oder mehrere Abtheilungen getheilt ist, je nachdem es die Größe der Bühne gestattet. Während nun die eine Abtheilung dem Publikum sichtbar ist, können die anderen Szenen auf der entgegengesetzten Seite der Scheibe von den Arbeitern erbaut und eingerichtet werden. Ist der Akt oder die Szene beendigt, so wird die Scheibe gedreht und die nächste Szene dem Zuschauer vorgeführt. Es ist dies das Werk von 17 bis 20 Sekunden. Bei der überaus großen Sorgfalt, welche hier der Ausstattung und Einrichtung der Szene gewidmet wird, gewinnt diese Erfindung doppelt an Bedeutung, da sie diese zeitraubende Thätigkeit gleichzeitig mit dem Spielen des vorhergehenden Aktes ermöglicht. Eine ähnliche, aber nicht ganz so praktische Einrichtung besteht bereits im Union Square Theatre, jedoch sind hier die beiden Bühnen übereinander, was eine viel komplizirtere Maschinerie erfordert. Diese Verwandlungen werden in 25 Sekunden vollendet. In kürzester Zeit wird diese neue Erfindung einer praktischen Probe unterworfen werden.

Trüffel-Anbau. Die Feinschmecker können sich freuen, es ist gelungen, die Trüffeln anzubauen. Namentlich in den Departements Niederalpen und Vaucluse sind Trüffelfelder oder vielmehr Trüffelwälder angelegt. Dieselben gedeihen nur in kalkhaltigen Boden, besonders in dem Jurakalk. Gesäet werden die Trüffeln durch die Eicheln, welche man jedoch von den Bäumen fallen lassen muß, wenn sie die unsichtbaren Sporen oder Keime mit in den Boden bringen sollen. Es sind besonders die Eicheln der in der Provence vorherrschenden flaumhaarigen oder französischen Eiche (Quercus pubescens), so wie der in Perigord wachsenden Stecheiche (Quercus ilex), welche Trüffeln hervorbringen. Im Boden keimen die Trüffelsporen zugleich mit der Eichel, welche sie mit einem blanc de la truffe — Trüffelweiß — genannten Nest von jungen Trüffeln umgeben. In der Provence sind die Trüffeln binnen sechs Jahren nach dem Fall der Eicheln vollständig ausgewachsen und reif, in den nördlicheren Gegenden sind zwei bis vier Jahre mehr erforderlich. Im Allgemeinen folgt die Trüffel dem Weinstock. Jedoch kommt sie in Gebirgen vor, wo der Weinstock nicht mehr gedeiht. Deshalb ist auch nicht ausgeschlossen, daß dieselbe in Deutschland erzeugt werden kann. Freilich ist die Anpflanzung insofern schwierig, als man nur aus Erfahrung urtheilen kann, ob die Eicheln Trüffelsporen führen oder nicht. Die Trüffelzucht ist trotz des langen Wachsthums sehr ergiebig. Bei Carpentras liefert ein gut gepflegter Trüffelwald jährlich 2600 Frcs. Ertrag vom Hektar.

Chesterkäsebereitung. Während dieser Käse vielfach in England auch aus Kuhmilch bereitet wird, macht man den besten Chesterkäse, namentlich in Cheshire und Gloucestershire, nach „L. Ctbl.“, aus Schafmilch. Zu diesem Behufe wird die Milch vom Abendmelken während der Nacht kaltgestellt; im Sommer werden sogar die Milchgefäße in einen Kühlapparat gesetzt, in welchen beständig kaltes Wasser zufließt. Am nächsten Morgen wird diese Abendmilch vorsichtig auf 28—30 Grad R. erwärmt und die Morgenmilch durch ein Sieb hinzugegossen. Nun färbt man die Milch mittelst Orleans, das in einem Leinwandsäckchen eingebunden ist, orangegelb. Dann setzt man Lab zu, bedeckt das Gefäß und läßt es eine halbe Stunde ruhig stehen, bis die Milch gut geronnen ist. Darauf scheidet man die Molken wie gewöhnlich ab und macht den Käse durch Formen, Salzen, Pressen und Trocknen fertig. Dieser sehr harte Käse braucht ziemlich zwei Jahre zur Reife. Die Chesterkäse haben meistens ein Gewicht über 100 Pfund. Doch fertigt man sie auch ganz klein, mittelst Druck in konische Formen eingepreßt, äußerlich den Tannenzapfen ähnlich, diese werden Ananaskäse genannt, sind sehr beliebt und werden in großen Mengen exportirt. Hauptsächlich wird die Milch der Cotswoldschafe zur Herstellung des Chesterkäses verwandt.

Briefkasten.

K. R., Kosten. Die Herrschaft Muskau repräsentirt einen Werth von etwa 7 Millionen Mark. Sie umfaßt ein Areal von 8½ Quadratmeilen mit einer Stadt, 39 Dörfern und 14,700 Einwohnern.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.